



WOLFGANG GEISLER

ANDERS SEIN – ÜBER VIELFALT UND FREIHEIT IN DER SCHULE



dehne
PÄDAGOGIK

© Wochenschau Verlag, Frankfurt/M.

Wolfgang Geisler

Anders sein – über Vielfalt und Freiheit in der Schule

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet unter <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Für Emile, Lea, Felix, Sophie, Oskar, Airon und Dominik

© Debus Pädagogik Verlag
Frankfurt/M. 2021

© WOCHENSCHAU Verlag
Dr. Kurt Debus GmbH
Frankfurt/M. 2021

www.debus-paedagogik.de
www.wochenschau-verlag.de

Alle Rechte vorbehalten. Kein Teil dieses Buches darf in irgendeiner Form (Druck, Fotokopie oder einem anderen Verfahren) ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet werden.

Programmleitung: Peter E. Kalb
Umschlagentwurf: Ohl Design
Gesamtherstellung: Wochenschau Verlag
Titelbild: Mirko Raatz – Fotolia
Gedruckt auf chlorfrei gebleichtem Papier
ISBN 978-3-95414-171-5 (Buch)
E-Book ISBN 978-3-95414-172-2 (PDF)
DOI <https://doi.org/10.46499/1782>

*„Es darf einem keiner zu gering, keiner zu hässlich sein,
erst dann kann man sie verstehen.“*

Georg Büchner, „Lenz“

*„Während Erdbeben und anderer Katastrophen
muss man sich seinen Fixpunkt suchen.“*

Patrick Modiano, „Damit du dich im Viertel nicht verirrst“

Inhalt

Zuvor

9

Kapitel 1

Anderssein in der Schule. Eine Eröffnung

15

Womit alles beginnt 16 – Eine einfache menschliche
Gegebenheit 17 – Auch Lehrerinnen und Lehrer sind natürlich
anders 21 – Zu uns kommen sie alle 22 – Im Widerstreit mit sich und
anderen 24 – Anders, ungleich, ungerecht 26 – Damit sie keine
armen Teufel werden 29 – Achtung, Grenze! 31 – Nicht einfach nur
ein bisschen krank 34 – Verletzten muss geholfen werden 36 –
Seitenblick auf Martin Buber 38 – Ich bin ich, und du bist anders 40

Kapitel 2

Von der unendlichen Vielfalt. Ein kleines Abc

41

Alt und jung 41 – Behindert, aber integriert 43 –
Charakterfragen 44 – Donald Duck: Seitenblick auf einen ewigen
Loser 46 – Entwicklung offen 47 – Freiheit, Gleichheit und auch
Brüderlichkeit 49 – Ganzheit, aber was heißt das? 50 – Herbarts
Takt 51 – Identität, kollektive 52 – Jungen, immer mehr
abgehängt 54 – Kinder sind auch nur Menschen 56 – Leistung,
nicht ohne Ironie betrachtet 57 – Mitleid als pädagogische Kraft 57 –
Nerd 58 – Oben und unten 59 – Perfide, aber nicht besonders

gescheite Lehrersprüche 60 – Qualität des Lebens 61 – Resilienz oder Scheitern als Chance 63 – Schlau ist auch anders 65 – Toleranz ist Stärke 68 – Unterrichten à la Lenny 69 – Verletzungen und Narben 70 – Werte und Wertewandel 71 – Xeno-, Homo- und andere Phobien 73 – Yin und Yang 76 – Zusammen, obwohl verschieden 78

Kapitel 3

Jung und am Anfang fremd.

Eine Betrachtung von bleibender Aktualität

81

Zukunft Integration 82 – Lehren von gestern für heute 83 –
 Bildung ist der Schlüssel 85 –
 Seitenblick auf eine engagierte Schule 88 –
 Rückzug ins Getto oder ein neues „Wir“ 92 –
 Geflohen nach Andorra? 95

Kapitel 4

Das andere Anderssein. Ein Versuch über das Böse in jungen Jahren

97

Geschlagen, missbraucht, ermordet 100 – Das Böse, gewollt 102 –
 Opfer und Täter 107 – Seitenblicke auf drei Romane 111 –
 Missachtung unter falscher Flagge 117 –
 Schuld und ihre Umkehr 123 – Ein Denkmal implodiert 125 –
 Gewalt bricht Idylle 128 – Warum? 133

Kapitel 5

Über die Wechselseitigkeit in menschlichen Beziehungen und den Philosophen Emmanuel Levinas.

Eine pädagogische Nutzenanwendung

135

Wie ich dir, so du mir 136 – Der Lehrer Levinas und die Last auf
seinen Schultern 138 – Von der Größe des Lehrberufs 141 – Das
Augenspiel, ein Kapitel für sich 143 – Seitenblick auf Tristan und
Isolde 147 – Der andere hat immer recht? 148 – Mit Levinas über
Levinas hinaus 151

Kapitel 6

Glücklich in der Schule? Eine Sinnsuche

155

Warmer Abend im August 155 – Klischees über den Lehrberuf 157 –
Beiläufiges über das Glück in der Schule 158 – Französische
Freuden 161 – Unglücklich durch Denken? 163 –
Vom Genuss guten Unterrichts 164 – Organisation macht
glücklich 166 – Ein anspruchsvoller Beruf 167 – Frau Fröhlich, Herr
Klug und der Sinn der täglichen Mühe 168 – Seitenblick auf Viktor
E. Frankl 170 – Es gibt sie noch, die guten Schülerinnen und
Schüler 172 – Gelegentliche Gedanken über das ganz Andere 173 –
Ein kleiner, weinender Junge 176

Kapitel 7

Anders und nie banal. Ein Lob der öffentlichen Schule

179

Schlechte Schulen gibt es auch 179 – Zusammen ist man weniger
allein 184 – Seitenblick auf Albert Camus 187 – Trotzdem, nicht
vergebens 190 – Sind Privatschulen besser? 191 – Die gute Schule um
die Ecke ... 192 – ... und ihre zwölf Merkmale 194 – Zukunft des

Unterrichts 196 – Durchgang überall verboten 201 – Niemals banal!
Ein pädagogischer Imperativ 202 –

Kapitel 8

Die Kunst des Andersseins.

Ein Lehrausflug ins imaginäre Schulmuseum

207

Leider vergeblicher Versuch einer Ehrenrettung. Johann Peter Hasenclever „Hieronymus Jobs als Schulmeister“ 209 – Schulkampf, katholisch. Louis Janmot „Der falsche Weg“ 212 – Seitenblick auf ein Kinderporträt. Oskar Kokoschka „Kind mit den Händen der Eltern“ 215 – Drinnen und draußen. Karl Hubbuch „Die Schulstube“ 216 – Ernst, unbewegt, starr. Felice Casorati „Die Schüler“ 218 – Die Schule, aber wo ist sie? Edgar Ende „Die Schule“ 220 – Aufwärts ins Helle. Oskar Schlemmer „Bauhaustreppe“ 224 – Einfach drüber wegsehen. Robert Doisneau „Schulhof“ 225 – Ende der Pädagogik. Tadeusz Kantor „Die tote Klasse“ 227 – Notizen in Kreide, verwischt. Jessica Wynne „Do Not Erase“ 229 – Und was zeigt uns das? 230

Zuletzt

233

Literatur

235

Zuvor

Liebe Leserin, lieber Leser!

Wahrscheinlich ist es Ihnen auch schon einmal so ergangen: Während – sagen wir mal – siebenundzwanzig Schülerinnen und Schüler einer Klasse vor einem sitzen und über einer Klassenarbeit brüten, schaut man sie sich der Reihe nach an und kann nur staunen über die Unterschiede unter denen, die da versammelt sind. Wohin man schaut Differenz! In Geschlecht, Aussehen, Statur (natürlich), in Herkunft und Wesensart, Neigungen, Verhaltensweisen und sozialem Schicksal (soweit bekannt)! Siebenundzwanzig Schülerpersönlichkeiten, jede mit ihrer eigenen Geschichte, individuellem Profil und unterschiedlichem Entwicklungsstand, eine wie die andere.

Es handelt sich bei der beschriebenen Beobachtung nicht gerade um eine sensationelle Neuentdeckung, wohl aber um die Feststellung einer für die Arbeit der Lehrerinnen und Lehrer sehr wichtigen Tatsache. Die Vielfalt ihrer Adressatinnen und Adressaten offenbart, worauf es im Unterricht ankommt: den unterschiedlichen Schülerinnen und Schülern so weit wie möglich gerecht zu werden und der Gruppe als ganzer außerdem. Das allerdings ist nicht leicht angesichts ihres Andersseins. Schülerinnen und Schülern trotzdem die nötige Wertschätzung zu vermitteln, verlangt, sie aufmerksam wahrzunehmen und ihnen die nötigen Hilfen zur weiteren Entwicklung zuteilwerden zu lassen. Dabei sind Stärken zu nutzen und auf Schwächen ist Rücksicht zu nehmen. Entwicklungsprobleme sind zu beachten, Wege und Irrwege zu bedenken. Im vorliegenden Fall muss unsere Aufmerksamkeit der munteren Sarah vorne links gelten, die sich momentan vornehmlich fürs Tanzen interessiert („Modern, klassisch, ganz egal!“) und für wenig anderes. Genauso wie der öfter etwas bräsig Jan hinten rechts unser Bemühen braucht, der sich vorzugsweise hinter seinem Computer aufhält, dort aber, wie man hört, wahre Wunder vollbringt („Will ich auch mal beruflich machen.“). Nicht zu vergessen der ernsthafte Metin in der Mitte, der – auch wenn man ihn noch nicht genug kennt – offenbar

auf einem guten Weg ist („Nicht helfen. Allein.“). Alle drei gehören dazu und hierher. In diesem Augenblick kratzen sie sich gleichzeitig nachdenklich am Kopf.

Individuelle Akzeptanz wie die Förderung der Zusammengehörigkeit gehören zu den Grundbedingungen erfolgreicher Arbeit in der Schule. Es wird auch in Zukunft nicht reichen, sich als Lehrperson in der Sache gut auszukennen und sich für die oder den einzelnen ein paar passgenaue Aufgaben auszudenken. Die Basis der gemeinsamen Arbeit stellt die Anerkennung des Andersseins dar und das Bewusstsein, gemeinsam daran zu wachsen. Nur wer sich akzeptiert fühlt, ist in der Lage, sein Potenzial zu entfalten und zu kooperieren. Eine gute Schule trägt auf diese Weise wesentlich dazu bei, den Zusammenhalt der Menschen einer Gesellschaft zu fördern. Gefordert sind Zuwendung, unser Wissen und Können, um Interessen und Bestrebungen, Ambitionen und Möglichkeiten von Schülerinnen und Schülern zu entwickeln. Andernfalls können sie ihre Schule nicht als wichtige Instanz des Lebens erkennen und anerkennen.

Besonders wichtig ist das Thema Anderssein für jene, die in ihrer Entwicklung abweichen von dem, was man für die Spanne des Normalen hält. Eine fragwürdige Konstruktion, diese Vorstellung von Normalität, gewiss. Sie grenzt nur allzu leicht aus, was zusammenwachsen soll. Und doch ist in der pädagogischen Praxis die Erkenntnis und Berücksichtigung von Besonderheiten unvermeidlich. Handicaps verlangen Förderung. Erhalten die Betroffenen sie nicht, so verstärken sich ihre Entwicklungsprobleme. Sie anzugehen stellt keine Diskriminierung dar, sondern das notwendige Bemühen um jene, die mit dem, was allen in der Schule geboten wird, nicht auskommen.

In diesem Buch geht es nicht darum, die letzte Verästelung einer überdrehten Debatte um das *Othering* nachzuzeichnen, sondern vielmehr um den Erhalt von Vielfalt, Pluralität und Freiheit in der Schule. Der, die und das Andere dürfen nicht fremd gemacht werden, um stattdessen das Eigene hervorzuheben. Genauso wenig aber ist das Andere als das Eigentliche zu sehen, hinter dem alles andere zurückzustehen hat.

So unterschiedlich Schülerinnen und Schüler von vornherein sind, so sehr verändern sie sich im Durchgang durch die Schule, als Ergebnis persönlicher

Entwicklung, unter dem Einfluss ihrer Umgebung und nicht zuletzt unter tätiger Mitwirkung ihrer Lehrerinnen und Lehrer. Am Ende kommen uns dieselben jungen Menschen gründlich verändert entgegen, verglichen jedenfalls mit dem Zeitpunkt, als sie ihre Schulkarriere begannen. Und doch ist jeder Einzelne derselbe geblieben. Ein faszinierender Vorgang, den man als Lehrer oder Lehrerin bei jedem Jahrgang aufs Neue erleben darf.

Auch Lehrende sind naturgemäß unterschiedlich, und auch sie verändern sich im Laufe der Zeit im Umgang mit ihren Schülerinnen und Schülern. Zeigen sie sich offen für das in der Arbeit gemeinsam Erlebte, werden sie von den Lernenden täglich aufs Neue herausgefordert, mit Fragen und Anregungen konfrontiert und durch Erwartungen belebt. Dieses Erlebnis formt auch sie zu ihrem Vorteil. Kommt es zum guten Austausch, so kann sich das gegenseitige Anderssein niederschlagen in gegenseitiger Bereicherung. Andernfalls bleibt es bei immer demselben Programm für immer andere, jedoch gleich unfrohe Schülerinnen und Schüler und auf Dauer gelangweilte Lehrkräfte.

Nicht übersehen werden dürfen andererseits die Gefahren im Umgang mit der Differenz. Auch der Schwerstkriminelle ist anders, ohne dass er ein Recht darauf hätte, seine persönlichen Interessen an Lustmord, Einbruch oder Finanzbetrug auszuleben. Zwar sind Menschen solcher Art in der Schule relativ selten anzutreffen, aber auch große Gangster haben klein angefangen. Über allem pädagogischen Bemühen hat der Schutz der Schwachen zu stehen.

Belassen wir es vorläufig bei den bisher dargestellten Aspekten des Andersseins, liebe Leserin, lieber Leser. In der Hoffnung, Sie neugierig gemacht zu haben auf ein wichtiges Thema. Ein Schlüsselthema des Lehrberufs, vielfältig und interessant, zuweilen aber auch kompliziert und anstrengend. Der Nutzen des vorliegenden Buchs besteht hoffentlich in der Anregung zum Nachdenken über die eigene Lage, in der Beschäftigung mit Möglichkeiten schulischer Arbeit und in der Suche nach Lösungen zugunsten derjenigen, die anders sind und die es damit oft schwer haben. Wer sich dagegen an der „Dreckschule“ (Horst Rumpf) erst gar nicht die Hände schmutzig machen mag, braucht dieses Buch sicher nicht. Allerdings wird sie oder er die schöne Fülle an Eindrücken, Erfahrungen und Aufgaben, die Schule ausmacht, nie erleben. All die Erlebnisse mit Menschen, die einem manchmal zusetzen, aber

viel öfter bereichern und erfreuen. Die diesbezüglichen praktischen Erfahrungen des Autors stammen aus vielen Jahren Schuldienst. Überwiegend aus der Sekundarstufe I und II, was jedoch nicht bedeutet, dass die Betrachtungen zum Thema Anderssein in der Grundschule keine Bedeutung hätten.

Abschließend noch ein Wort zur Gliederung des vorliegenden Buchs. Das Problem besteht in der großen Vielfalt des Themas Anderssein, die es unmöglich macht, jeden Einzelaspekt zu erfassen. Am Anfang versucht der Verfasser, Ihnen einen ersten Überblick zu verschaffen, um anschließend in einem kleinen Abc des Andersseins Facetten des Themas aufzufächern. Besondere Schwerpunkte werden danach in den Kapiteln über Integration, Gewalt, Wechselseitigkeit, Glück und Schule behandelt. Bilder vom schulischen Anderssein in der Kunst runden die Publikation ab.

Ihnen, liebe Leserin, lieber Leser, soll es beim Lesen – das ist der Ehrgeiz des Verfassers – von Anfang an nicht langweilig werden, weswegen so unterschiedliche Personen wie Donald Duck, Leonard Bernstein, der Zögling Törleß, Albert Camus, Tristan und Isolde und andere den Weg durch das Buch säumen. Bleiben Sie dran!

Wolfgang Geisler

Viernheim/Esparron-de-Verdon

PS: Für Ermutigung und vielfältige Hilfe bei der Arbeit an diesem Buch danke ich Bernd Brieskorn, Dilara Can, Hertha und Wolfgang Harsch, Alexander Hauptmann, Christian Just, Peter E. Kalb, Thomas Lange, Jürgen Mescher, Hilbert Meyer, Sigrun Paas, Helmut Püpcke, Lothar Schweim, Diether Thie, Sybille Vonderschmidt-Viereck und Martin Wetz. Für alle Fehler im Text ist allerdings ganz allein der Verfasser verantwortlich. – Für die Möglichkeit, Johann Peter Hasenclevers Bild „Jobs als Schulmeister“ im Depot des Leipziger Museums der bildenden Künste zu betrachten, sei dem Kurator Jan Nicolaisen gedankt und Corinna Thierolf von der Münchner Pinakothek der Moderne für die Übermittlungen zusätzlicher Informationen zu Tadeusz Kantors Installation „Die tote Klasse“. – Über das Thema Andersseins schrieb ich in den letzten Jahren eine Reihe von Aufsätzen, die in den Zeitschriften „Gemein-

sam lernen“ und „Schulverwaltung“ erschienen. Teile daraus sind in überarbeiteter Form in dieses Buch eingegangen, genauso wie der Text eines Vortrags, den ich 2018 beim BeltzForum in Weinheim hielt. Den Verlagen sei für die Genehmigung zum Abdruck gedankt. – Vor allem aber danke ich meiner Frau Gretchen von Seggern von ganzem Herzen für ihre Unterstützung und für die Geduld während der Zeit der Recherche und des Schreibens an diesem Buch. Es ist unseren Enkeln gewidmet. – Die im Text beschriebenen Erfahrungen, Kommentare und Zitate habe ich in Schulen verschiedener Bundesländer und im europäischen Ausland gesammelt. Die Darstellungen der vorkommenden Personen wurden durchweg verfremdet und alle Namen geändert.

Kapitel 1 – Anderssein in der Schule. Eine Eröffnung

In diesem Kapitel geht es um die Vorteile des Andersseins, ohne dass dessen Nachteile übersehen werden sollen. Meistens ist die Erfahrung des Andersseins bereichernd und schön. Sie macht neugierig, bereitet Entdeckerfreude und stimmt diejenigen froh und stolz, deren Anderssein unsere Anerkennung findet. Manchmal aber erweist es sich auch als schwierig, damit umzugehen, denn damit verbunden sind Herausforderungen und möglicherweise sogar Ängste. Ganz unsinnig ist es jedoch, mit dem Anderssein seiner Schülerinnen und Schüler zu hadern. Sie werden es bleiben.

In der Schule begegnen sich Menschen verschiedener Herkunft und Wesensart, unterschiedlichen Alters, Geschlechts, Temperaments und gesellschaftlicher Stellung. Täglich kommen hier kleine und große Persönlichkeiten zusammen, die angenehme, zum Teil aber auch schwer erträgliche Verhaltensweisen an den Tag legen. Sie nehmen je andere Funktionen wahr und weisen abweichende Ambitionen und Motivationen auf. Jedoch stehen sie in all ihrer Vielfalt gemeinsam vor der Aufgabe, sich auf möglichst nutzbringende Weise miteinander auseinanderzusetzen. Denn vom Erfolg ihrer Zusammenarbeit hängt viel ab, die Zukunft von Schülerinnen und Schülern, die Chancen jeder neuen Generation auf ein gutes Leben in Freiheit, individueller wie gesellschaftlicher.

Wie bekannt, gelingt der Schule ihr Werk nicht immer. Manche Lehrkräfte beklagen zu wenige bis in die Haarspitzen motivierte junge Menschen vor sich zu haben, die ungeduldig auf den Beginn der Stunde warten. Daran wird sich jedoch vermutlich in absehbarer Zeit nicht viel ändern. Umgekehrt wundern sich Schülerinnen und Schüler über manche gewöhnungsbedürftigen Eigenarten ihrer Lehrpersonen. Aber auch sie werden deren Anderssein verkraften müssen, solange es nicht bössartig ist.

Halten wir am besten gleich zu Beginn fest: Menschen machen üblicherweise Fehler, keine Schule ist perfekt, und „für *nichts*, was die Schule mit Kin-

dern oder für Kinder tut, gibt es die Garantie, dass es funktionieren wird“ (Postman 1999, 201). Was nicht heißt, dass alles so bleiben kann, wie es ist. Wer lehrt, will verändern.

Womit alles beginnt

Das Anderssein aller Beteiligten, ihre Alterität (*lat. alter* = der andere, der Mitmensch), bildet den Hintergrund jeder pädagogischen Arbeit. Es irrt, wer voraussetzt, die anderen wären, wenn schon nicht genauso wie er selbst, so doch im Allgemeinen ganz ähnlich. Das ist erkennbar nicht der Fall.

Ja, mit dem Anderssein fängt alles an, im Leben des Einzelnen wie in der Bildung. Würden sich alle auf dieselbe Weise entwickeln, so wäre die schulische Arbeit vielleicht einfacher, aber auch uninteressanter. In der Schule kann man sich darauf verlassen, dass man es mit dem Anderssein und seinen Folgen zu tun bekommt, wie auch immer es ausfällt. Unsere Mitmenschen teilen mit uns zwar gewisse allgemeinemenschliche Dispositionen, aber selbst die unterscheiden sich mindestens in eine weiblicher und eine männliche Art. Wie jede einzelne Unterrichtsstunde, ein Gang über den Schulhof oder der Blick ins Lehrer-/innen-Zimmer offenbaren, differieren alle dort auf vielfältige Weise. Überall finden sich Individuen unterschiedlichster Wesensart in Denken und Handeln und mit abweichendem Temperament. Man trifft auf fest in sich ruhende, grundgütige Lehrkräfte genauso wie auf hochfahrend-vorschnelle Kolleginnen und Kollegen. Auf der anderen Seite finden sich in derselben Schule sowohl Schülerinnen und Schüler, die fest an die Traditionen ihres Milieus gebunden sind, als auch solche, die ihren Kurs ins Erwachsenenleben erst nach dem Durchlaufen diverser Kurven finden.

Ganz unterschiedliche Meinungen und Verhaltensweisen sind in der Schule vorhanden. Darunter Ansichten, die von idealistischen Schwärmerinnen und Schwärmern vorgetragen werden, genauso wie ganz anders geartete Auffassungen, mit denen hartleibige Konservative aufwarten. Wenn man jedoch das entsprechende Schul- und Unterrichtsklima zu schaffen vermag, so ist diese Konstellation – wenngleich anstrengend – von einigem Vorteil. Wo Gegensätze aufeinandertreffen, kann gelernt werden, was Gesellschaft ausmacht und wie

vielfältig sie ist. Diese Erfahrung zu vermitteln, gehört zu den wichtigsten Aufgaben der Schule. Die unterschiedlichen Ausgangspositionen hindern nicht daran, einen Gesprächsfaden zwischen den unterschiedlichen Individuen und Gruppen zu spinnen – unabhängig von Geschlecht, Herkunft, Religion, Hautfarbe, Nationalität und alldem, was sonst das Anderssein ausmacht. Das Ziel sollte eine pädagogische Übersetzung der „Diskursethik“ (Jürgen Habermas) sein, eine Anwendung auf den Schulalltag, entsprechend den Kriterien, offen, geregelt, frei von Zwang und auf gegenseitige Verständigung hin orientiert zu sein.

Eine einfache menschliche Gegebenheit

Beim individuellen Anderssein handelt es sich um eine einfache menschliche Gegebenheit, die jedem ins Gesicht geschrieben steht. Es geht dabei aber um mehr als nur um Äußerlichkeiten. Mit dem Bild vom anderen verbindet sich die Erkenntnis, dass jede/r von uns etwas Unwiederbringliches darstellt. Mit jedem Menschen ist etwas Neues in die Welt gekommen, eine „Erscheinung der Einzigkeit“ (Martin Buber). So wie ich bin nur ich, ein Unikat, etwas Unersetzliches, das nicht übersehen werden darf, nicht gering zu schätzen ist, nicht zu verletzen oder gar zu vernichten, wie es in den Gewaltregimen dieser Welt an der Tagesordnung ist.

Das Recht aufs Anderssein: Gegen solche Missachtung setzt das Grundgesetz die Verpflichtung des Staats und seiner Bürgerinnen und Bürger auf die Einhaltung der Menschenrechte, den Anspruch auf Würde (Art. 1), das Recht auf Leben, körperliche Unversehrtheit und freie Entfaltung der Persönlichkeit (Art. 2). Die Ewigkeitsgarantie in der Verfassung (Art. 79) sichert diese Grundrechte gegen Angriffe von innen und außen juristisch ab.

Im Rechtsstaat sind alle vor dem Gesetz gleich. Ansonsten ist es Bürgerinnen und Bürgern unbenommen, sich unterschiedlich zu definieren und aufzutreten, solange sie anderen keinen Schaden zufügen. Niemand ist zu gering, zu jung, zu alt oder zu unbedeutend, als dass ihm das Recht auf seine Individualität und kulturelle Identität bestritten werden dürfte. Der Anspruch, auf eigene Weise nach dem Glück zu streben, bedarf allerdings zu seiner Verwirkli-

chung der Akzeptanz desselben Rechts der Mitmenschen. Andernfalls drohen Konflikte um Privilegien.

Alterität bahnt uns den Weg zum Nächsten. Das Anderssein macht neugierig, fördert den Austausch und sorgt für den Zusammenhalt der Gesellschaft. Nur auf seiner Basis funktionieren Diskurs und Kooperation. Vorsicht also vor allzu prompten *like-* oder *dislike-*Urteilen. Vorbedingung für den guten Austausch zwischen Mitmenschen ist die Anerkennung ihres Andersseins als gemeinsame Grundlage sozialen Handelns in verantworteter Freiheit. Auch davon gibt es allerdings diverse Formen.

Nutzen der Anerkennung: Der deutsche Wiederentdecker der Anerkennungstheorie, Axel Honneth, beschreibt idealtypisch die Herkunftslinien des Anerkennungsgedankens, von denen es eine französische, britische und deutsche gibt. Jede für sich ist und alle gemeinsam sind für das soziale Denken und Handeln bedeutsam. So überwiegt im französischen Diskurs die Kritik an den Ritualen scheinhafter Anerkennung, ursprünglich verursacht durch die Anpassungsforderung höfischen Lebens. Mit dem Ergebnis, dass die Selbstfindung vorwiegend dort gesucht wird, wo der Mensch allein bzw. nur unter Vertrauten mit sich zurate geht, und weniger im größeren sozialen Kontext. „Die Hölle, das sind die anderen“ (Sartre). Eine solche Selbstreflexion ist zweifellos immer wieder notwendig, sollte allerdings Debatten nicht ausschließen. Die britische Entwicklung des Anerkennungsgedankens wurde – so Honneth – seit dem 19. Jahrhundert geprägt vom sozialen Mitgefühl (Über-Ich und Gewissen eingeschlossen) sowie der Forderung nach Reformen, um Wirtschaft und Politik mehr Maßnahmen der Daseinsvorsorge abzuverlangen. Dies gibt der Anerkennung ihre politisch-moralische Dimension. Die deutsche Herkunftslinie schließlich baut vor allem auf die von Georg Wilhelm Friedrich Hegel (1770-1831) entwickelte Vorstellung einer wechselseitigen sozialen Anerkennung, die ihre verändernde Kraft auf die Anerkannte/den Anerkannten wie die Anerkennende/den Anerkennenden ausübt. Das Menschsein allein begründet den Anspruch auf Anerkennung oder sollte es, besser gesagt, tun (s. Honneth 2018). Alle drei Herleitungen und Begründungen der Notwendigkeit anerkennenden Verhaltens schließen sich nicht gegenseitig aus. Im Gegenteil. Die allen dreien gemeinsame Aufwertung des Individuums als fühl-

des, denkendes und handelndes Wesen sowie der Gedanke der Wechselseitigkeit als Bedingung gelingender Kommunikation und Kooperation haben außerdem pädagogische Konsequenzen. Denn nicht durch herrisches Auftrumpfen entsteht das nötige soziale Bewusstsein und Verhalten, sondern es wird erlebt und erlernt. Der Psychotherapeut Jan Kalbitzer sieht die positiven Folgen der Alterität darin, schon in der Kindheit zu lernen, unsere Umwelt und uns selbst aus anderer Perspektive wahrzunehmen. Auf diese Weise erweitern wir unser „Interpretations- und Verhaltensspektrum“ oder relativieren es gegebenenfalls. Die Erfahrung, eine andere Person niemals vollständig verstehen zu können, ermahne den einzelnen, sich nicht zu überschätzen und Missverständnisse als möglich einzukalkulieren (FAZ v. 09.05.2017).

In der Schule wird jungen Menschen vermittelt, dass es für sie nur vorteilhaft sein kann, den anderen in seiner Ganzheit, und das heißt in seiner Widersprüchlichkeit, anzuerkennen. Nur gegenseitige Akzeptanz verschafft die Möglichkeit, die Differenz von Mitmenschen als persönliche Bereicherung zu erleben. „Ich allein bin nicht das Maß aller Dinge“ drückt sich in dieser Haltung aus. Ich weiß und kann vieles, aber manches eben auch nicht, was ein anderer sehr wohl kann und weiß. Deswegen ist es vorteilhaft, zu kooperieren und dabei Respekt walten zu lassen. Ich und Du können ein Wir bilden, um gemeinsam voranzukommen. Diese Beziehung setzt eine Atmosphäre des Vertrauens voraus, ein Gefühl und Bewusstsein von Zugehörigkeit, den verbrieften Anspruch, in der Schule nicht verletzt, belogen, übervorteilt oder hintergangen zu werden. Und wenn es doch geschieht, muss, wer es tut, mit Nachteilen rechnen.

Die notwendige Gegenleistung für solchen Schutz des Einzelnen besteht darin, seinerseits auf Demütigung, Überfall, Betrug und andere Grausamkeiten zu verzichten. Und tatsächlich: Wie die Erfahrung lehrt und Forschungsergebnisse diverser Disziplinen belegen, sind Menschen in ihrer Lebensweise wie in ihrem psychisch-emotionalen Apparat in der Lage, die andere/den anderen zu verstehen und ihr/ihm selbst Fürsorge zu vermitteln. Der Mensch ist eben nicht des anderen Menschen Wolf. Ganz abgesehen davon, dass Wölfe ihrem Nachwuchs gegenüber sehr liebevoll sein sollen. Gegenüber Schafen lassen sie es daran allerdings fehlen.

Der Mensch ist gut? Wie die Erfahrung lehrt, stellt soziales Wohlverhalten (von schmerzlichen Ausnahmen abgesehen) die vorherrschende Praxis der überwiegenden Mehrheit in der Demokratie dar. Wirksam wird darin ein ungeschriebener, aber nach wie vor das Verhalten der Menschen bestimmender Gesellschaftsvertrag, wie ihn schon Jean-Jacques Rousseau (1712-1778) für gelingende Gemeinschaften voraussetzte. Auch wenn heute vor einer Erosion sozialen Denkens und Handelns gewarnt wird und man angesichts der verbreiteten Angriffe und Pöbeleien im Internet, zunehmender Übergriffe gegenüber Notärztinnen und Notärzten oder Polizistinnen und Polizisten sowie rechter Gewalt gegen Flüchtlinge einen anderen Eindruck bekommen kann, halten die Menschen in ihrer großen Mehrheit an den einverständigen Grundlagen des Zusammenlebens fest. Die meisten von ihnen haben selbst die Erfahrung gemacht, dass unsoziales Verhalten zwar unter Umständen zu großem Vermögen verhilft, aber wehtut, wenn man den Schaden hat. Der französische Philosoph und Kulturhistoriker Michel Serres (1930-2019) beobachtete in der Öffentlichkeit zahllose alltägliche, aber oft übersehene Beispiele von Hilfeleistung. Mütter und Väter, die ihren Kindern beispringen. Jüngere, die Älteren Gesellschaft leisten. Gesunde, die Kranke pflegen. Weitere Beispiele kann jeder hinzufügen. Serres schlussfolgerte daraus: „Die Mehrheit besteht aus anständigen Leuten“ (2019, 27).

An diesem Ergebnis hat auch die Schule ihren Anteil. Nötig ist dazu die Erfahrung, dort gut aufgehoben zu sein, auf soziale Weise zu lernen und eigene Interessen verwirklichen zu können. Die Schule muss, will sie erfolgreich sein, an menschliche Grundbedürfnisse anknüpfen, die der Neurobiologe Gerald Hüther so beschreibt: „Je stärker die gleichzeitige Erfahrung von sowohl Geborgenheit und Verbundenheit als auch eigener Gestaltungsfähigkeit und Autonomie am eigenen Leib gemacht und im Gehirn verankert werden konnte, desto wahrscheinlicher, dass Menschen allmählich auch eine Vorstellung ihrer Würde zu entwickeln begannen“ (2019, 86f.). Ein Schulprogramm.

Auch Lehrerinnen und Lehrer sind natürlich anders

Alters-, persönlichkeits-, temperaments- und bildungsbedingt sind Lehrpersonen ganz offensichtlich anders als die Kinder und Jugendlichen, mit denen sie es zu tun haben. Manche jüngere Lehrende wären den Lernenden zwar gern näher („Ich bin eigentlich lieber mit Jüngeren zusammen.“). Aber was wäre damit gewonnen, wenn sie ihren Vorsprung an Erfahrung und Wissen verstecken und die eigene Person zurücknehmen würden?

Die Alterität der mehr als 750 000 Lehrkräfte, die in Deutschland Unterricht erteilen, bringt es mit sich, dass jede/jeder von ihnen ihre/seine Arbeit anders angeht. „Jeder bevorzugt bestimmte Unterrichtsmethoden, übt eine mehr oder weniger scharfe Zensierungspraxis aus, erlaubt oder verbietet Zwischenrufe beim Frontalunterricht, kontrolliert Hausaufgaben mehr oder weniger häufig“ (Horstkemper/Tillmann 2018, 45).

Der Hinweis auf die individuelle Prägung des Unterrichtsgeschehens ist noch in anderer Hinsicht bedeutsam, denn es ist die einzelne Lehrpersönlichkeit, die den Lernerfolg so nachhaltig wie kein anderer Faktor beeinflusst, abgesehen von den Lernenden selbst. So jedenfalls das Ergebnis des Schulforschers John Hattie, der mit seiner Unterrichtsmetaanalyse international für Furore gesorgt hat (2013). Zwar beschränkte er sich weitgehend auf die Betrachtung kognitiver Faktoren, allerdings darf vermutet werden, dass sich seine Ergebnisse zum Einfluss der Lehrerinnen und Lehrer grundsätzlich nicht verändert hätten, wären auch Teamfähigkeit, Mitleid oder Hilfsbereitschaft in die Betrachtung miteinbezogen worden. Der Einfluss auf den Lernerfolg ihrer Schülerinnen und Schüler geht nach Hattie von der *Lehrpersönlichkeit* aus. Soll heißen: von ihrer Bildung genauso wie von ihrer Fähigkeit zur Empathie, von ihrer Individualität und von ihrer mitmenschlichen Anerkennung. Gehen wir vom besten Fall aus, so setzt sich das unverwechselbare Anderssein einer Lehrerin/eines Lehrers in den Erfolg der Lernenden um, identifizierbar als ihr/sein Anliegen, als Teil eines Wesens, unter Zuhilfenahme seiner didaktischen und methodischen Mittel.

Manchmal werde ich im Unterricht von mir selbst überrascht. Dann kommt der alte Adam, so scheint es, wieder zum Vorschein. Urpötzlich höre ich mich

im Unterricht schreien, was ich bei anderen und erst recht bei mir selbst eigentlich verabscheue. Aber Iris mit ihrem Dauergequassel bringt auf der anderen Seite des Klassenraums gerade die Arbeit ihrer Tischgruppe durcheinander. Mein Brüllen („Ey, Iris, hör auf mit dem Quatsch! Lass Emil in Ruhe! Weg da!“) löst das Problem natürlich nicht, wie ich weiß. Aber meine Reaktion zeigt mir meine Schwäche. Eigene Fehlleistungen und Merkwürdigkeiten sollte man sich vor Augen halten, um sie möglichst abzustellen, aber auch um besser mit dem bisweilen merkwürdigen Wesen anderer fertigzuwerden (auch wenn es einem noch so eigenartig vorkommt) und ihren schwer verständlichen Verhaltensweisen vielleicht doch etwas abzugewinnen (selbst wenn's schwerfällt). Der Psychologe Viktor E. Frankl (1905-1997) hielt eine Form der Introspektion für nützlich, die es erlaubt, „sich selbst gegenüberzutreten“, sich dabei „von sich selbst zu distanzieren“ und „zu sich selbst Stellung zu nehmen“ (2010, 54). So würden wir in uns Haltungen entwickeln, die Selbstkritik ermöglichen, Toleranz befördern und Ängste zurückdrängen, eine notwendige Form des Selbstbewusstseins, die davon abhält, an sich und seinen Fähigkeiten irrezuwerden.

Zu uns kommen sie alle

In der Schule haben wir es mit allen zu tun: mit den überwiegend Heiteren wie den häufig Missgelaunten, den Wissbegierigen wie den wenig Interessierten, Höflichen wie Ungebärdigen, Bescheidenen wie Überheblichen, leichten wie schwierigen Fällen. Ein paar Beispiele, höchst unvollständig natürlich:

- Momentan beschäftigen Schülerinnen und Schüler der Klasse 8 ihre Lehrkräfte aufs Heftigste. Leider haben sie noch nicht verstanden, dass es in der Schule um ihre nahe Zukunft geht. Es handelt sich bei ihnen überwiegend um nette Mädchen und Jungen, die zudem von fähigen Lehrkräften unterrichtet werden. Nur dürfen die ihnen mit einer Sache momentan nicht kommen: mit der Forderung nach ernsthafter Arbeit. Dann werden einige laut und widerspenstig, andere fahrig-nervös, und eine dritte Gruppe versucht zu überhören, was angesagt ist. Der Ausgang des Kampfs ist offen. Aber wahrscheinlich gewinnt ihn die Schule.

- Cindy ist schwierig, kein Zweifel, sehr schwierig sogar. Sie wurde sehbehindert geboren, hat aber in der Schule alle Hilfen, die sie braucht, technische Gerätschaften neuesten Datums, einen tüchtigen Inklusionsbegleiter, eine verständige Klassenlehrerin und freundliche Mitschülerinnen und Mitschüler. Cindy bleibt jedoch tief unglücklich über ihr hartes Schicksal und hadert mit sich und der Welt. Weswegen sie zuweilen verbal aggressiv wird. Mit Ausdrücken, die hier nicht wiederholt werden müssen. Der Zusammenhang zwischen Cindys schwerem Schicksal und ihren unflätigen Ausbrüchen liegt auf der Hand, ist ihren Klassenkameradinnen und Klassenkameraden jedoch schwer zu vermitteln. Am Anfang waren sie sehr nett zu Cindy, die sie trotzdem weiter beschimpfte. Was ihnen verboten ist, finden ihre Mitschülerinnen und Mitschüler inzwischen, müsse auch Cindy lassen, und haben damit natürlich recht. Aber Cindy kann sich nun einmal nur sehr schwer beherrschen. Wenn überhaupt.
- Isas Mutter, die sich als Altenpflegerin alleinerziehend durchs Leben schlägt, ist sehr glücklich über ihre Tochter und darf das auch sein. Denn die ist eine sehr ernsthafte junge Frau. Christlich engagiert, hat sie im Unterricht viel zu sagen über Himmel und Erde. Sie packt aber in der Nachmittagsbetreuung auch praktisch mit an, begleitet Freizeiten und hilft bei den Ferienspielen. Ein Vorbild, auch wenn sie manchmal etwas kratzbürstig sein kann.
- Frank, siebzehn Jahre alt, trinkt in letzter Zeit leider öfter zu viel. Zu ihrem Schrecken mussten seine Eltern ihren Sohn neulich in ziemlich ramponiertem Zustand auf dem Polizeirevier abholen. Seine schulischen Noten befinden sich im Sinkflug.
- Vielleicht wird Len bald nicht mehr in seine angestammte Schule kommen, denn seiner Mutter droht die Aberkennung des Sorgerechts. Len hat es zu Hause wirklich nicht gut. Aber lieber diese als keine Mutter, meint er wohl. An seiner Schule will er auf jeden Fall bleiben. Ein Schulsozialarbeiter hilft Len dabei, seine schulische Heimat nicht zu verlieren. Ende offen.
- Max gibt sich im Unterricht viel Mühe. Seine Noten sind aber mittelmäßig, und das missfällt seiner ambitionierten Mutter („Ohne Abitur geht

doch heute gar nichts.“). Das aber macht es Max nicht leichter, und faul ist er nicht. Aber viel mehr geht bei ihm momentan nicht, meint seine Klassenlehrerin. Seine Mutter ist groß, und Max ist klein.

- „Bei uns in der Klasse sind alle irgendwie verschieden“, sagt die zwölfjährige Jessi. „Vor allem die Jungen“. Sie verdreht die Augen. „Na ja, außer vielleicht Boris. Der ist ganz nett.“ Tiefes Seufzen. Aber im nächsten Augenblick kommt ihre aktuell beste Freundin Carmen angerauscht, und beide hüpfen herumalbernd davon. Wie Kinder überall auf der Welt miteinander herumalbern, so verschieden sie auch sein mögen.

Zu uns kommen sie alle, und das ist auch gut so.

Im Widerstreit mit sich und anderen

Im Jugendalter ist der „knospende Künftige“ dabei, „seine Persönlichkeit zusammenzustellen“ (Arno Schmidt). In Versuch und Irrtum prüft er, herauszubekommen, was zu ihm gehört und wie es ihm gelingen kann, mit all seiner persönlichen Alterität einen eigenen Platz im Leben zu finden. Auch wenn es sich manchmal für Eltern und Lehrpersonen wie eine Reise durch Absurdistan ausnimmt, ein junger Mensch befindet sich in den verwirrenden Zeiten seines Aufwachsens auf Sinnsuche, unterwegs zu seinem nächsten Lebensabschnitt. Weswegen er sich in dieser Entwicklungsphase oft vornehmlich für sich selbst zu interessieren scheint. Heute so, aber morgen vielleicht schon ganz anders. An der damit verbundenen Unsicherheit leidet die Jugendliche/der Jugendliche selbst am meisten. Manche/Mancher meint, die ganze raue Welt sei gegen sie/ihn und vorwiegend damit beschäftigt, ihr/ihm übel mitzuspielen. Deshalb bekommen ihre/seine Eltern und Lehrpersonen zu spüren, wie peinlich so eine Pubertierende/ein Pubertierender sie zeitweise findet. Sie/Er grenzt sich von ihnen ab, mag Bitten und Anweisungen nicht mehr folgen, schweigt stundenlang vor sich hin, ist stimmungsmäßig sprunghaft und mäkelte an allem herum. Jugendliche müssen sich – keine neue Einsicht, aber im Prozess des Durchlebens und Erleidens der Erinnerung wert – selbst ausprobieren und werden auf der Suche nach ihrem eigenen Wesen zwangsläufig Fehler machen, um sich selbst am Ende in ihren Grundzügen zu akzeptieren. Nur noch schlim-